

# "Der Familienbund ist ein engagierter und kompetenter Ansprechpartner"

## Grußwort von Georg Kardinal Sterzinsky, Erzbischof von Berlin

Sehr geehrte Frau Bundeskanzlerin Dr. Merkel,  
hochwürdigster Herr Nuntius,  
sehr geehrte Frau Präsidentin Bußmann,  
sehr geehrte Damen und Herren,

es ist mir eine große Freude, Sie heute Abend hier in den Räumen der Katholischen Akademie zum Gespräch aus Anlass der Bundesdelegiertenversammlung des Familienbundes der Katholiken zu begrüßen. Der Familienbund der Katholiken ist gleichsam der Transmissionsriemen zwischen Kirche und Gesellschaft zum Wohl der Familien. Wir Katholiken freuen uns deshalb, dass Sie, Frau Dr. Merkel, heute Abend zum Familienbund der Katholiken gekommen sind. Sie bringen damit nicht nur zum Ausdruck, dass Sie das Thema Familie im Blick halten. Sie setzen auch ein Zeichen dafür, dass Sie uns als Gesprächspartner in Fragen von Ehe und Familie schätzen. Herzlichen Dank, dass Sie heute hier sind!

Eine Ehre ist es mir jedoch auch, einige Personen besonders zu begrüßen, über deren Anwesenheit ich mich sehr freue:

- Herzlich begrüße ich den Apostolischen Nuntius, Herrn Erzbischof Jean-Claude Périsset.
- Ich begrüße die Mitglieder des Deutschen Bundestages, Frau Elisabeth Winkelmeier-Becker und Herrn Thomas Dörflinger.
- Ich begrüße die Präsidentin des Bayerischen Landtages, Frau Barbara Stamm, die zugleich auch Vizepräsidentin des Familienbundes der Katholiken ist.
- Ich begrüße besonders auch Sie, verehrte Frau Präsidentin Elisabeth Bußmann, und mit Ihnen das Präsidium des Familienbundes der Katholiken und die gesamte Bundesdelegiertenversammlung.
- Nicht zuletzt begrüße ich Herrn Prof. Dr. Hans Bertram von der Humboldt-Universität Berlin, der morgen Vormittag zur Delegiertenversammlung sprechen wird.

Frau Bußmann, Sie werden sich sicher noch gut daran erinnern, dass wir gerade hier in diesen Räumen zum Beginn dieser Legislaturperiode ein offenes und anregendes Gespräch mit der damals erst kurz amtierenden Bundesfamilienministerin Dr. Ursula von der Leyen führten. Gemeinsam diskutierten wir mit der Ministerin über Perspektiven der Familienpolitik und formulierten unsere Anliegen für Ehe und Familie. Schon damals zeichnete sich ab, dass die Familienpolitik eine besondere Rolle in dieser Wahlperiode spielen würde. Tatsächlich erfuhr sie in der Folgezeit eine Aufmerksamkeit, die sie lange vermissen musste. Die Themen wurden dabei oft kontrovers diskutiert. Familienpolitik hat einerseits sehr unmittelbar mit dem Leben und den Lebensentwürfen der Menschen zu tun. Andererseits geht es hier um grundlegende gesellschaftliche Weichenstellungen. Unter jeder dieser Perspektiven aber kommt es darauf an, den Familien einen Freiraum zu eröffnen, damit sie zwi-



*Erzbischof Georg Kardinal Sterzinsky*

schen all den Zwängen unserer hochkomplexen Gesellschaft ihr Zusammenleben entfalten kann.

Wenn nun gegen Ende dieser Legislaturperiode Sie, verehrte Frau Bundeskanzlerin Dr. Merkel, dem Familienbund der Katholiken die Ehre Ihres Besuches erweisen, betrachte ich und betrachte sicher auch der Familienbund dies als ein gutes Zeichen über den Tag hinaus. Die Familie und auch die Ehe waren Themen in dieser Legislaturperiode. Vieles wurde diskutiert, so manches wurde auf den Weg gebracht. Blickt man auf die Situation vieler Familien und auf die Rahmenbedingungen für Ehe und Familie, dann wird jedoch auch deutlich: Vieles bleibt noch zu tun auf dem Weg hin zu einer familienfreundlichen Gesellschaft.

Gemeinsam wollen wir deshalb diese Gelegenheit nutzen, zu resümieren und mehr noch Ausschau zu halten. Was brauchen Familien? Was fördert die Ehe und deren Stabilität? Was den sichert den Familien einen notwendigen Gestaltungsspielraum für ihre alltäglichen Balanceakte? Besonders aber: Was können die Gesellschaft und nicht zuletzt die Politik zur Gestaltung geeigneter Rahmenbedingungen beitragen?

Denn so sehr auch Ehe und Familie im Privaten, im intimen zwischenmenschlichen Innenraum gegründet und gelebt werden, so sehr ist das, was Ehe und Familie hervorbringen von entscheidender Bedeutung für das Gemeinwohl der ganzen Gesellschaft. „Daher ist“, so sagt Benedikt XVI. über die Ehe und die daraus hervorgehende Familie, „die Anerkennung und Unterstützung dieser Institution einer der größten Dienste, die man heutzutage dem Gemeinwohl und der wahren Entwicklung der Menschen und der Gesellschaften leisten kann, sowie die beste Garantie für die Sicherstellung der Würde, der Gleichheit und der wahren Freiheit der menschlichen Person.“

Bei der konkreten Ausgestaltung dieser Anerkennung und Unterstützung von Ehe und Familie ist der Familienbund der Katholiken ein ebenso engagierter wie kompetenter Gesprächspartner für die Politik. Ob es um ehe- und familiengerechte Besteuerung, familienfreundliche Sozialversicherungssysteme, Transfersysteme zum Familienlastenausgleich, familienunterstützende Erziehung, Bildung und Betreuung oder um eine familienvertägliche Gestaltung der Berufs- und Alltagswelt geht: Beim Familienbund der Katholiken findet man die nötige Fachkompetenz und nicht zuletzt auch das Herzblut, das es braucht, um Ehe und Familie konstruktiv voranzubringen. Gerne empfehle ich Ihnen, Frau Bundeskanzlerin, deshalb den Familienbund der Katholiken als Fachinstitution, der es sich lohnt, viel Aufmerksamkeit zu schenken. |

# Familienpastoral – Reichweiten in einer säkularen Gesellschaft

Georg Kardinal Sterzinsky

Mit ihrer Ehe- und Familienpastoral steht die Kirche in der modernen Gesellschaft von heute nicht auf verlorenem, oft jedoch auf umstrittenem Posten. Zahlreich sind die Stimmen, die eine Ablösung des in der Gesellschaft geltenden Beziehungs- und Familienethos von christlichen Vorstellungen fordern. Die Lebenswirklichkeit der Menschen – auch der Christen – sei doch heute eine ganz andere, so hört man dann, und die überkommenen Vorstellungen von Ehe und Familie seien mit diesem modernen Leben nicht mehr zu vereinbaren. Das Festhalten der Kirche an diesen Vorstellungen sei unzeitgemäß und widerspreche der Freiheit der Menschen von heute.

Wen aber erreichen wir dann noch mit unserer Verkündigung und mit unserer Ehe- und Familienpastoral? Ziehen wir uns zurück auf die Unterweisung und Bestärkung derer, die noch zu hundert Prozent überzeugt sind? (Und wer ist das schon?) Hat unsere Pastoral überhaupt noch eine Reichweite in die säkulare Gesellschaft? Und was ist mit denen, die „dazwischen stehen“: denen, die ein Leben nach der „reinen Lehre“ führen möchten, denen es aber nicht gelingt? Was ist mit denen, die in Partnerschaft leben, sich aber noch nicht zur Ehe durchringen können, oder jenen, die einen konfessionslosen Partner heiraten? Was ist mit denen, die zwar einen Partner, aber keine Kinder wollen, oder Kinder, aber keinen Partner (mehr) haben? Reicht unsere Ehe- und Familienpastoral bis zu ihnen?

Dieser Beitrag will ein Plädoyer sein für eine Ehe- und Familienpastoral, die genau weiß, was sie will und warum ihr das wichtig ist. Er will aber auch ein Plädoyer sein für eine Ehe- und Familienpastoral, die gerade deshalb nicht den Mut verliert, sondern die davon überzeugt ist, dass eine Reichweite weit über den engen Kern hinaus möglich ist – auch in eine Gesellschaft hinein, in der so vieles säkular zu sein scheint.

Im Jahr 1799 – vor gut 200 Jahren also – publizierte der junge evangelische Theologe Friedrich Schleiermacher in Berlin eine kleine Schrift. Sie trägt den deutlich von der Romantik beeinflussten Titel „Über die Religion – Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern“. Schleiermachers Anliegen ist es, gegen den offensichtlichen Anschein die Bedeutung der Religion auch für seine Zeitgenossen, die Menschen der Neuzeit, herauszustellen. Er möchte rechtfertigend verteidigen, was ihm wertvoll ist. Gleichzeitig will er mit der Erläuterung seiner eigenen Gründe Überzeugungsarbeit für die Sache der Religion leisten. Den Menschen soll wieder neu plausibel werden, warum es sich lohnt, an einer überkommenen Sache wie der Religion festzuhalten.

Ich will meine knappen Sätze nicht mit der literarischen Bedeutung Schleiermachers gleichsetzen: In gewisser Weise jedoch ähneln die Situationen einander. Auch uns Katholiken mit unserer Ehe- und Familienpastoral geht es letztlich darum, eine überkommene Sache durch unsere Bemühungen für uns und unsere Zeitgenossen neu mit Plau-

sibilität und Vitalität zu füllen. Nur geht es dabei nicht um die Religion im Allgemeinen, sondern um das Leitbild der auf Ehe gegründeten Familie.

Die auf Ehe und Familie gegründete Familie ist heute – oben war bereits die Rede davon – in ganz ähnlicher Weise in Frage gestellt, wie dies zu Schleiermachers Zeiten für die Religion galt. Zwar gehört die auf Ehe gegründete Familie nach wie vor weithin zur alltäglichen Lebenspraxis einer beachtlichen Mehrzahl der Menschen in ganz Europa, doch ist auch die Frage nach ihrer zukünftigen Bedeutung eben nicht zu überhören.

Entscheidend scheint mir, ob das Festhalten an diesem Leitbild in der Sache selbst begründbar ist, oder ob sich dahinter lediglich ein Konservatismus verbirgt, ein Festhalten am Bestehenden aus bloßer Abneigung gegen alle Veränderung. Es kommt deshalb zunächst darauf an, die Begründung für das besagte Leitbild zu erläutern und plausibel zu machen. Dafür ist zuerst wenigstens kurz darauf einzugehen, was die Rede von einem Leitbild eigentlich meint. Hier nämlich, so mein Eindruck, sind oft schon die ersten Missverständnisse grundgelegt.

Die Orientierung an Leitvorstellungen und Leitbildern ist eine Grundvoraussetzung für das Gelingen der eigenen Lebensgestaltung. Nicht erst seit der Entwicklung moderner Lerntheorien ist bekannt, dass Menschen am Leben der anderen sehr viel für ihr eigenes Leben lernen. Es werden Einsichten darüber gesammelt, unter welchen Bedingungen ein gutes Leben gelingt oder auch misslingt. Diese Erfahrungen verdichten sich zu Leitbildern: „So kann es gehen!“ Leitbilder geben so Auskunft darüber, was sich anzuzielen und anzustreben lohnt. Sie machen es möglich, im Alltag die einzelnen Entscheidungen an übergeordneten Gesichtspunkten zu orientieren. Recht verstanden, ermöglichen Leitbilder auch den Rückgriff auf Erfahrungen früherer Generationen. Sie gehören zum Langzeitgedächtnis einer Gesellschaft. Wer Leitbildern vorwirft, sie seien zu „idealistisch“ und müssten sich deutlicher am konkret gelebten Leben ausrichten, der missversteht die Orientierungsfunktion von Leitbildern.

Dabei können Leitbilder nicht den Anspruch erheben, ungeprüft und unhinterfragt als normativ anerkannt zu werden – weder von der Gesellschaft insgesamt noch vom Einzelnen. Aber Klugheit und Besonnenheit gebieten es, mit Leitbildern sorgfältig umzugehen, ihnen kritische Würdigung zuteil werden zu lassen und sie nicht vorschnell als veraltete Klischeevorstellungen abzutun und zu verwerfen.

In dieser Bedeutung ist auch das christliche Leitbild der auf Ehe gegründeten Familie zu sehen. Es handelt sich um das Ergebnis eines langen Reifungsprozesses. Manche Aspekte haben sich dabei als wandelbar und auf die jeweilige Zeit bezogen herausgestellt. Andere Aspekte erweisen sich als ausgesprochen langlebig, weil sie offenbar sehr viel mit denjenigen Grundstrukturen von Menschsein und von menschlichem Zusammenleben zu tun haben, die zum

Menschen an sich gehören. Im Folgenden will ich in einigen theseartigen Bemerkungen dieses christliche Leitbild der auf Ehe gegründeten Familie erläutern.

Ausgangspunkt ist das grundlegende anthropologische Faktum der Sexualität. Menschen leben, das haben sie mit vielen anderen Lebewesen gemeinsam, in einer Polarität der Geschlechter als Männer und Frauen. Dabei sind Mann und Frau aufeinander bezogen, und diese Beziehung ist zugleich die naturale Grundvoraussetzung von Nachkommenschaft. Wir sind heute aufgrund von Wissen und Technik dazu in der Lage, Geschlechterbeziehung und Nachkommenschaft künstlich voneinander zu trennen. Das ändert jedoch nichts an der natural-anthropologischen und an der existentialen Bezogenheit von Geschlechterbeziehung und Nachkommenschaft.

Betrachten wir zunächst den Aspekt der Beziehung. Der springende Punkt an diesem Beziehungskonzept ist, dass es sich um eine Beziehung zwischen Personen handelt. Dies ist ein wesentlicher Gesichtspunkt des jüdisch-christlichen Menschenbildes, der im Bereich der westlich-abendländisch geprägten Kultur und darüber hinaus auch allgemein anerkannt wird. Im neuzeitlichen Konzept der Menschenwürde hat diese Personalität ihre Aufnahme und in der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte ihre Kodifizierung gefunden. Mann und Frau treten sich gegenüber als zwei zur Verantwortung und zu freiem Handeln grundsätzlich fähige und in ihrer je individuellen Würde anzuerkennende Wesen mit dem Recht auf Entfaltung und Entwicklung als Personen. Die Gleichberechtigung der Partner ist für dieses Beziehungskonzept unabdingbar. Jede Verzweckung des anderen, die dessen eigene Würde nicht im Blick hat, verbietet sich vor diesem Hintergrund. Sexuelle Intimität steht unabweisbar in der Bedeutung eines Ausdrucks persönlicher Beziehung. Das Zweite Vatikanische Konzil findet für diese Person-Bezogenheit menschlicher Geschlechtlichkeit eindringliche Worte, wenn es sagt: „Diese eigentümlich menschliche Liebe geht in frei bejahter Neigung von Person zu Person, umgreift das Wohl der ganzen Person und vermag so den leib-seelischen Ausdrucksmöglichkeiten eine eigene Würde zu verleihen...“ (GS 49). Das ist zugegebenermaßen eine sehr anspruchsvolle Sichtweise menschlicher Sexualität. Die Alternative dazu hat der Philosoph Paul Ricoeur in deutlichen Worten festgehalten. Es ist die „Entpersonalisierung des Geschlechts“ und damit „der Sturz der Sexualität in die Belanglosigkeit“.

Ein weiterer Aspekt ergibt sich aus der Einsicht in die Geschichtlichkeit menschlicher Existenz. Jeder Mensch kommt aus einer Vergangenheit und ist ausgerichtet auf eine Zukunft. Auch menschliche Sexualität trägt diese Ausrichtung: „Alle Lust will Ewigkeit“, wie Nietzsche so trefflich formuliert. Jede Beziehung zwischen Mann und Frau steht daher unter der Frage nach der Zukunft. Je ernster ein „Ich liebe dich“ gemeint ist, desto unauflöslicher verbindet es sich mit einem „für immer“. So steht die Liebe in der unausweichlichen Spannung zwischen Treue und Verrat. Vor diesem Hintergrund ist es eigentlich nicht verwunderlich, wenn die Treue in Umfragen bei Jugendlichen so ausgesprochen hohe Zustimmungswerte erhält. Das ist Ausdruck menschlicher Grundsehnsucht danach, angenommen zu sein und ange-

nommen zu bleiben. Die lebenslange Treue zwischen Mann und Frau wird allen lebenspragmatischen Reduktionen zum Trotz auch in Zukunft ihre Bedeutung als Leitbild behalten.

Dabei leben Mann und Frau als Paar nicht isoliert. Sie sind nicht allein auf der Welt. Sie sind Teil einer Gesellschaft und bleiben auch mit ihrer Liebesbeziehung in diese Gesellschaft eingebunden. Wir neigen heute stark dazu, diesen Aspekt zurückzusetzen und die Paarbeziehung als eine „reine Privatsache“ zu betrachten. Das hat seinen durchaus berechtigten Hintergrund. Es ist insoweit auch richtig, als die Intimität und die Höchstpersönlichkeit der Liebesbeziehung, die die Basis jeder Paarbeziehung darstellen, allen Schutz verdienen. Die Vorstellung aber, dass das Leben in der Paarbeziehung und das Leben in Gesellschaft und Staat gar nichts miteinander zu tun haben, spaltet den Menschen in ein schizophrenes Wesen auf. Am Schnittpunkt zwischen intimer Privatheit und Gesellschaftsbezug aber steht die Institution der Ehe: von Mann und Frau aus höchst persönlicher Entscheidung eingegangen und zugleich gesellschaftlich und staatlich anerkannt und geschützt. Hier wird das „Ich liebe dich für immer“ öffentlich und amtlich zu Protokoll gegeben. Personalität, Geschlechtlichkeit, Geschichtlichkeit und Gesellschaftsbezug des Menschen bilden so die Grundlage für die Ehe.

Diese umfassend begründete Institution der Ehe ist in christlicher Perspektive zugleich der geeignete Ort, an dem die Verbindung von Geschlechtsbeziehung und Nachkommenschaft zur Geltung zu kommen vermag. Wenn die Liebesbeziehung in dieser Weise gefestigt ist, dann entsteht hier ein Schutzraum der Intimität, der Kindern einen zuverlässigen und liebevoll ausgestalteten Ort der Entwicklung bietet. Wo Mann und Frau in Liebe offen, verbindlich und verlässlich zueinander Ja sagen, so die Grundannahme, finden sich auch gute Grundvoraussetzungen, um zu Kindern Ja zu sagen. Diese Einheit von intakter Ehe und intakter Familie gilt es daher anzustreben. Es gehört aber, das scheint mir ein wichtiger Hinweis, nicht nur zum christlichen Leitbild, eine Ehe einzugehen und darauf aufbauend eine Familie zu gründen. Es gehört auch dazu, Ehe und Familie immer neu zu pflegen, in immer wieder neuer Hinwendung die Beziehung zum Partner und zu den Kindern mit Leben zu erfüllen und sich so als Personen miteinander und nicht auseinander oder aneinander vorbei zu entwickeln. So kann schließlich auch die Eltern-Kind-Beziehung zum Ausgangspunkt eines generationenübergreifenden Zusammenhalts werden, der durch das Leben trägt. Es ist ein hartes Stück Arbeit am eigenen Glück, das den Menschen hier zugemutet wird. Nicht zuletzt geht es dabei auch um eine Form der Lebens- und Beziehungskunst, die nicht immer gelingt. Hier wird deutlich, wie sehr es dabei um ein Leitbild geht, das Orientierung bieten soll, aber kein „Rundum-sorglos-Paket“ darstellt. Es gehört in christlicher Sicht zur Würde des Menschen als eines zur Verantwortung fähigen Wesens, sein Leben in der Spannung zwischen Anspruch und Alltagswirklichkeit zu gestalten. Gerade an der Frage der Nachkommenschaft wird übrigens auch deutlich, dass die Verwirklichung eines Leitbildes im eigenen Leben keineswegs nur von der moralischen Qualität der Personen abhängt. Das Zweite Vatikanische Konzil ist hier sehr eindeutig in seinen Aussagen: „Wenn deshalb das – oft

so erwünschte – Kind fehlt, bleibt die Ehe dennoch als volle Lebensgemeinschaft bestehen und behält ihren Wert sowie ihre Unauflöslichkeit.“ (GS 50)

Wenn und soweit Familie gelingt, ziehen nicht nur Partner und Kinder, sondern auch Staat, Gesellschaft, Wirtschaft und Arbeitswelt große Vorteile aus dieser stabilen Lebensgrundlage. Sie stehen daher in der Pflicht, dieses Gelingen, soweit als nur möglich zu fördern. Dazu kann niemand in die innerfamiliären Belange von außen eingreifen. Aus christlicher Sicht ist es das unbestreitbare Grundrecht der Familie, ihre verschiedenen Aufgaben und Funktionen so weit wie möglich eigenständig zu gestalten, angefangen von der Pflege der Partnerschaft über die Erziehung der Kinder bis hin zur Gestaltung der Haushaltsführung. Schließlich gehört in diesen Entscheidungsbereich auch die Art und Weise der Vereinbarung von Familienleben und Erwerbsarbeit. Es gilt hier das so oft zitierte Subsidiaritätsprinzip. Dem gemäß soll die kleinere soziale Einheit das tun und regeln, was sie selbst tun und regeln kann. Die Unterstützung durch die größere soziale Einheit ist dort gefordert, wo die kleinere Einheit Ergänzung und Hilfe benötigt.

Durch Staat, Gesellschaft, und Wirtschaft können aber geeignete Rahmenbedingungen geschaffen werden, die den Familien vieles erleichtern oder, besser gesagt, die dazu beitragen, Hindernisse, Erschwernisse und „strukturelle Rücksichtslosigkeiten“ zumindest abzumildern. Die Wahlfreiheit im Einzelnen muss dabei aber bei der Familie bleiben. Eine eindeutige Fixierung der Rollen, die die einzelnen Familienmitglieder im Zusammenleben der Familie übernehmen, gehört somit nicht zum christlichen Leitbild von Ehe und Familie.

Der Präzedenzfall des subsidiären Zusammenwirkens von Staat und Gesellschaft mit der Familie ist die Erziehung und Bildung der Kinder. Die Eltern sind diejenigen, denen Pflicht und Recht zur Erziehung der Kinder an erster Stelle zukommt, so wie es ja auch Art. 6 Abs. 2 des Grundgesetzes klar und deutlich festhält: „Pflege und Erziehung sind das

natürliche Recht der Eltern und die ihnen zuvörderst obliegende Pflicht. Über ihre Betätigung wacht die staatliche Gemeinschaft.“ Daraus ergibt sich einerseits individualetisch für die Eltern, dass sie dieser ihrer Pflicht nach bestem Wissen und Gewissen nachzukommen haben. Aus dieser Verantwortung können sie nicht entlassen werden. Andererseits ergibt sich in sozialetischer Perspektive, dass Eltern auch die Möglichkeit haben müssen, ihr Recht auf Erziehung und Pflege der Kinder auszuüben. Es sind also gesamtgesellschaftliche Aufgaben, die geeigneten Rahmenbedingungen und Freiräume zu schaffen und die Eltern dazu zu befähigen, diese Freiräume auch in sinnvoller Weise zu nutzen.

Staat und Gesellschaft sind hier zu einem behutsamen Vorgehen angehalten. Selbstverständlich müssen sie unterstützen, fördern und auch überwachen, wie Art. 6 Abs. 2 GG ausdrücklich sagt. Aber so sehr auch im Einzelnen die Familie als ein unsicherer oder gar unfähiger Träger von Erziehung erscheinen mag, so wenig darf man sich doch dazu verleiten lassen, die Erziehungsverantwortung von vorneherein auf andere Institutionen zu verlagern. Dass das Grundgesetz hier von einem natürlichen Recht der Familie spricht, unterstreicht die Unhintergebarkeit der Familie.

Diese skizzenhaften Bemerkungen sollen an dieser Stelle genügen, um zu umreißen, wie das christliche Leitbild der auf Ehe gegründeten Familie zu verstehen ist. Es ist dem eingangs erwähnten Friedrich Schleiermacher seinerzeit nicht gelungen, der Religion die „Gebildeten unter ihren Verächtern“ allesamt wieder zurück zu gewinnen. Ebenso wenig kann man sich heute der naiven Hoffnung hingeben, die auf Ehe gegründete Familie würde in absehbarer Zeit wieder jene Monopolstellung als Lebensform zurückgewinnen, die wir ihr für die Vergangenheit gerne zuschreiben. Aber in einer gewissen Weise wird man Schleiermacher doch beipflichten müssen. Auch nach 200 Jahren hat die Religion sich nicht erledigt. Man mag zu ihr stehen, wie immer man will: Sie ist ein Faktum geblieben.

*Am Rande der Auftaktveranstaltung zur Initiative „Staat frei – Deutschland muss mehr Kinder wagen“ in der Katholischen Akademie Berlin fanden Präsidentin Elisabeth Bußmann und Kardinal Sterzinsky Zeit für ein ausführliches Gespräch.*

Foto: FDK/Gero Breloer



Das aber würde ich doch frei heraus wagen, auch für die auf Ehe gegründete Familie zu prophezeien: Sie wird sich nicht erledigen, sondern sie wird als Leitbild Bedeutung behalten, weil sie so viel mit jenen Grundkonstanten des Menschseins zu tun hat. Mit dem Philosophen und Literaten Albert Camus etwa kann dafür ein Kronzeuge aufgerufen werden, der wahrlich nicht im Verdacht steht, katholisch-klerikal voreingenommen zu sein. Camus sagt in einer Tagebuchaufzeichnung einmal: „Wer die Wahrheit liebt, muss die Liebe in der Ehe suchen, das heißt: die Liebe ohne Illusion.“ Man mag auch zur auf Ehe gegründeten Familie so oder so stehen: Als Leitbild ist und bleibt sie ein Faktum.

Dies aber begründet zugleich die grundlegende Möglichkeit einer großen Reichweite unserer Ehe- und Familienpastoral, von der ich zu Anfang meines Beitrags sprach. Die Pastoral – das konkret-praktische Handeln der Kirche – richtet sich nicht allein an diejenigen, die sich zum engen Kreis der aktiven Gemeindemitglieder zählen. So wertvoll und unverzichtbar sie als tragende Säulen des Gemeindelebens und der Kirche sind, will die Gemeinschaft der Glaubenden doch immer mehr. Sie weiß sich ausgesandt zu allen Menschen, sie ist überzeugt von der Menschen- und Lebensfreundlichkeit ihrer Botschaft. Nicht zuletzt aber ist die Pastoral der Kirche auch getragen von der Gewissheit, dass Gott mit seiner Gnade allem menschlichen Handeln zuvor kommt. Dort, wo die Ehe- und Familienpastoral sich hinwendet, hat Gott, der Schöpfer und Urgrund aller Dinge, längst seine Spuren eingegraben, ist der Geist bereits wirksam. Dies ist ein zentraler und unaufgebbarer Aspekt, den es immer zu berücksichtigen gilt, wenn von einer missionarischen Pastoral die Rede ist. Er gilt aber nicht nur dann, wenn wir das Gespräch mit Menschen führen, die von Christus noch nichts gehört haben. Auch im Leben derer ist Gott immer schon anwesend, von denen ganz zu Anfang die Rede war: Jene, die gescheitert sind, die sich zurückgezogen haben, die die christlichen Leitbilder nur teilweise in ihrem Leben realisieren. Deshalb fallen gerade auch sie nicht aus dem Blickwinkel der Pastoral.

Wenn wir in unserer Pastoral auf die Menschen zugehen, dann geht es jedoch nicht darum, ihnen etwas zu verkaufen, den christlichen Glauben wie eine Ware „an den Mann“ und „an die Frau“ zu bringen oder gar den Leuten etwas aufzuschwatzen, was sie gar nicht brauchen, nur weil dann die eigene Erfolgsstatistik stimmt. Vielmehr geht es immer darum, Rede und Antwort darüber zu stehen, was der Grund der eigenen Hoffnung ist (vgl. 1 Petr 3,15) und zugleich das Gespräch darüber zu führen, wo im Leben des anderen, des Angesprochenen, diese Hoffnung bereits Platz gegriffen hat. Welches sind deine Freuden und Hoffnungen und deine Trauer und Ängste? So fragt die missionarische Pastoral die Menschen. Und schließlich auch: Geschieht in deinem Leben nicht schon vieles, das mit dem Grund auch meiner Hoffnung zu tun hat? Wer an das Wirken des Geistes glaubt, der kann es sich sogar erlauben, diese Frage im Gespräch offen stehen zu lassen.

Dieses Gespräch zu führen, Orte und Räume und Impulse dafür zu schaffen, heißt missionarisch handeln. Diese Konzeption von missionarischer Pastoral ist auch auf die Ehe- und Familienpastoral hin anzuwenden. Aufgabe einer solchen Ehe- und Familienpastoral ist es, Menschen in der

Entfaltung eines Ehe- und Familienlebens zu unterstützen, zu orientieren und zu begleiten, das von echter personaler Zuneigung und Liebe geprägt ist. Dazu kommt die Aufgabe, Orte, Räume und Impulse für das Gespräch der Paare, Eheleute und Familien darüber zu schaffen, was ihre tiefen Wünsche und Sehnsüchte, ihre Hoffnungen und Ängste sind, wie sie miteinander das Gute ihres Lebens immer wieder neu zu suchen vermögen und was oder besser wer der Grund ihrer Hoffnung ist. Die Aussagen: Es gibt das Gute im Leben der Menschen, es gibt einen tiefen Sinn menschlicher Treue, es gibt einen Urgrund personaler Liebesbeziehung, und Paarbeziehung und Nachkommenschaft sind grundlegend aufeinander bezogen – diese Grundaussagen sind der „cantus firmus“, der unsere pastoralen Bemühungen um Ehe und Familie trägt, gleich ob sie sich in Ehe- und Familienseelsorge, Ehe- und Familienbildung, Ehe- und Familienberatung, Ehe- und Familienhilfe, oder aber im politischen Engagement für Ehe und Familie ausdrücken. Die Handlungsmöglichkeiten, die sich hier eröffnen, sind so vielfältig wie das Leben in Ehe und Familie. Eheleute und Familien können selbst vieles lernen und üben, was zu einer besseren Bewältigung ihres Alltags und zu einer Intensivierung des Familienlebens beiträgt. Dabei ist auch Unterstützung und Förderung von außen hilfreich, sei es in Form von Bildungs- Beratungs- oder Hilfeangeboten oder nicht zuletzt in Form von Einladungen zur Spiritualität und Glaubensvertiefung. Aber auch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen haben einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Handlungsspielräume, die Eheleuten und Familien für die Gestaltung ihres Lebens zur Verfügung stehen. Ein christlich motiviertes und geprägtes Engagement in der Ehe- und Familienpolitik ist hier von hoher Bedeutung. Bei all dem gilt es, das echte, offene Gespräch zu suchen, das geprägt ist von einem grundlegenden Respekt vor der Biographie des Gegenübers.

Insgesamt ist es keine leichte Aufgabe, so auf die Menschen zuzugehen. Hinzu kommt selbstverständlich noch die Fachkompetenz, die für die einzelnen Arbeitsfelder erforderlich ist, um konkret-praktisch zu wissen, wovon wir sprechen. Das macht die Ehe- und Familienpastoral zu einem Kraftakt, der mit immer wieder neuem Elan erbracht werden will. Qualität und Lebensnähe sind unabdingbar.

Überall dort aber, wo dies gelingt, kann man tatsächlich beobachten, dass selbst vermeintlich „säkulare“ Menschen aufhorchen und den Christen viel Kompetenz und Orientierungsfähigkeit zutrauen. Kommen wir aber in dieser Weise mit den Menschen ins Gespräch, dann habe ich keinen Zweifel daran, dass die Reichweite unserer Ehe- und Familienpastoral auch in der säkularen Gesellschaft beachtlich ist. |



**Georg Kardinal Sterzinsky**  
Erzbischof von Berlin und  
Vorsitzender der Kommission  
für Ehe und Familie (XI)  
der Deutschen Bischofskonferenz

Foto: FDK/Gero Breloer